

Nachdruck verboten.

31]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreyer.

„Ja, das sieht man an Dir,“ sagte er kurz. Und um ihn ein wenig auf die Probe zu stellen, kam er darauf zu sprechen, daß von Walzmann noch spät am Abend vorher eine Karte eingetroffen sei, auf der er noch in dieser Woche eine gemütliche Zusammenkunft bei sich angeregt habe. Sogar sein „Müllkasten“ sei gefegt, und für Stühle sei auch genügend gesorgt; verdursten werde keiner, und der frische westfälische Schinken warte auf den Anschnitt. Sie möchten doch kommen, bevor wieder Ebbe in seiner Kasse eintrete; und Lorenzen sollte die Radtiefel zu Hause lassen, denn in „seiner“ Gegend könnte das unangenehm auffallen. Auch die anderen Kunstgenossen habe er geladen. Sein Bimmerholz (womit er eine Gitarre meinte) habe neue Saiten bekommen; wahrscheinlich werde auch ein nettes „Meechen“ da sein, wenn sie nicht gerade an der Normaluhr auf einen andern warten müsse. Nur Lorenzens wegen! Man solle aber nicht vergessen, einen Regenschirm mitzunehmen, da er keinen habe, und da draußen bei ihm gebe es jetzt merkwürdigerweise jeden Tag einen Nassauer; aber man brauche nichts zu fürchten: das Dach seiner Bude sei frisch geteert worden.

Alles das hatte Walzmann in seiner Manier freuz und quer und dann zum Ueberfluß noch schräg durch die Zeilen geschrieben, so daß man es erst mühsam enträtseln mußte.

Lorenzen überlegte nicht lange. Leider könne er nicht mitgehen, denn er sei schon eine andre Verpflichtung eingegangen. Sein Beweggrund jedoch lag tiefer, worüber er sich aber nicht äußern wollte. Heilke hatte es ihm nahegelegt, den Verkehr mit Walzmann ganz aufzugeben, denn es kleide ihn jetzt nicht mehr, da er aus dem Zigeunertum heraus sei; und wenn er höher streben wolle, müsse er sich andern Umgang suchen. Es würde ihn sehr unangenehm berühren, wenn er Lorenzen wieder rückfällig sähe, jetzt, wo er fast zum ständigen Gast in seinem Hause geworden sei! Und der Blonde, immer sein Ziel vor Augen, hatte Besserung gelobt und sich auch fest vorgenommen, dem ganzen Zigeunertum aus dem Wege zu gehen; vorausgesetzt, daß er diese Schwäche werde überwinden können, wie er zu sich selbst sagte.

Kempen glaubte jetzt kein Recht mehr zu haben, gegen das kostspielige Leben Lorenzens etwas einzuwenden. Er verdiente nichts, oder doch wenig, benutzte das Atelier, teilte Wohnung und Tisch mit ihm und bezahlte die Modelle mit des anderen Geld. Und wenn er sich auch sagte, daß er dem Genossen stets die geschickten Hände geliehen habe, daß eigentlich jeder von ihnen in der Schuld des andern stehe, so fühlte er sich doch jetzt ersichtlich gedrückt.

Lorenzen, der das merkte, und weniger schlecht als schwach war, wurde ernstlich böse und schlug den warmen Ton der alten Freundschaft an. Das wäre ja noch schöner, sich solche Gedanken zu machen und ihn einfach zu beschämen! Er habe ebensoviel aus dem gemeinsamen Topf gegessen und würde sich unglücklich fühlen, wenn Kempen jemals annehmen könnte, er habe sich etwas schenken lassen.

Kempen drückte ihm zwar warm die Hand und erklärte die Sache damit für abgetan, folgte jedoch seinem eignen Gefühl. Er wurde noch knidriger für sich, strich die Butter noch dünner aufs Brot und gönnte sich kaum den neuen Anzug, dessen er eigentlich schon längst bedurft hätte. Als ihn dann aber eines Tages Klara darauf aufmerksam machte, daß er sich endlich mal andre Stragen zulegen müsse, bat er sie, ihm ein ganzes Viertelduzend nach Probe auf ihrem Morgengang mitzubringen. Sie aber glaubte ein gutes Werk zu tun, wenn sie das Zwanzigmarkstück, das er ihr unvorsichtigerweise anvertraut hatte, gleich ganz drauf gehen ließe — frei nach Fritz Lorenzen! Und so machte sie aus dem Viertelduzend ein halbes und legte noch ein Oberhemde und verschiedene Strabatten zu, denn auch in dieser Beziehung sah es äußerst schlimm mit ihm aus.

Kempen mußte zwar gehörig auf und tat so, als wäre ein Vermögen verloren gegangen, denn mit größter Gewissen-

haftigkeit schrieb er selbst die kleinste Ausgabe an; sie aber lachte ihn gründlich aus und wies auf Lorenzen hin, der schon wieder seinen Schneider ganz gehörig in Nahrung gesetzt habe und sich nur noch die Hosen aufzutrenneln brauche, um wie ein Gigerl herum zu laufen. Als sie ihn dann noch darauf aufmerksam machte, daß man doch zum mindesten anständig gekleidet gehen müsse, verbarg sie darunter wieder dieselben Gedanken, die sie schon damals als Kind hatte beim sinnigen Betrachten der großen äußeren und inneren Gegensätze der beiden Unzertrennlichen.

Aber selbst diese geringen Ansprüche an Lorenzen dünkten Kempen noch zu hoch. Um die Kosten für seine eigne Erhaltung hereinzubringen, drängte er eine Zeitlang jeden Künstlergeiz zurück und warf sich wieder auf die „Töpferarbeit“. Es war Sommer, die Rohbaue schossen in die Höhe, und so bekam er von einem ihm gewogenen Architekten verschiedene Fassadenfiguren zu modellieren, die über das Handwerksmäßige hinausragten. Dann wurde ihm aus Hamburg, wo bereits die Statue eines befreiten Sklaven von ihm stand, infolge einer Empfehlung der Auftrag eines Grabdenkmals zuteil. Es war zwar nur ein Relief, aber es wurde gut bezahlt, und er konnte Klara dazu verwenden, sobald einmal Lorenzen an der Büste des Dichters schaffte.

13.

Erst im nächsten Jahre konnte er seinen Löwenkämpfer, steinfarben getönt, in die große Ausstellung schicken, begleitet von der kühnen Hoffnung, daß sich vielleicht ein Liebhaber dafür fände, der das Modell kaufte und es in Marmor oder Erz ausführen ließe. Zugleich mit ihm stellte Lorenzen seine für Mensdahl gefertigten Gruppen aus, die mit Dampf in Marmor übertragen worden waren und sehr schöne Plätze im Skulpturenjaal bekommen hatten, wo sie, von Topfgewächsen umgeben, sich wie in einer Gartenanlage abhoben. Heilke, der zur Aufnahme- und Anordnungscommission der Akademie gehörte, hatte ein mächtiges Loblied gesungen und durch seine Nachstellung auf die übrigen gründlich einzuwirken verstanden.

„Wer ist Kempen?“ fragten die Kunsttrichter vom weißen Kittel, als sie das verblüffende Werk umstanden, nun allerdings im Bürgerkleid und mit geputzten Stiefeln, nach einem guten Frühstück zu allerlei Scherzen geneigt, die, wenn sie mancher Zurückgewiesene gehört hätte, ihn in einen mordenden Tragöden verwandelt haben würde.

Heilke schwieg sich aus, und so fannen die andern nach, ob ihnen der Name schon begegnet sei, denn die Kühnheit dieses Wurfes raubte ihnen vorerst das Wort. Das war Plastik, das sahen sie; dieser Kerl stand wie ein königlicher Bezwinger, nicht hingestellt, um geformt zu werden, sondern in lebendiger Ruhe, verachtungsvoll den Blick auf die sterbende, in Ohnmacht sich windende Bestie gerichtet, die in der letzten Zuckung die Pranke erhebt.

„Schüler von wem —?“ fragte der kahlköpfige, etwas schwerhörige Kunkel, Senatsmitglied der Akademie, der immer erst den Haupttrieb kennen wollte, bevor er die Ableger danach bewertete.

„Soviel ich mich jetzt erinnere, gehört zu haben, hat er gar keine Schule,“ meldete sich endlich Heilke, der nun sah, wie der kleine, kurzichtige Stenzel, ein zierliches, flinkes Männchen, so dicht seine Musterung vornahm, als wollte er sich die Nase an der gipfernen Wade reiben. Stets voller Widerspruch, wußte er schon im Voraus, was nun kommen würde, und so machte er seinem Aerger darüber, noch nicht wie andre im Senat zu sein, in der Anerkennung Lust: „Sehr viel Feinheiten, scheint manche Feinheit zu haben. Durchgeführt, stark durch geführt! Wenigstens, soviel ich sehen kann.“

Kaltlächelnd fuhr Kunkel dazwischen: „Also ein Wilder. Sah ich doch gleich; ei, versteht sich . . . Das hat jetzt weder Maß noch Ziel. Bauen immer gleich in Ueberlebensgröße auf, als wenn ein Herkules gleich ein Goliath sein müßte. Das täuscht natürlich, weil es wirkt. Ei, versteht sich . . . Und dieser Löwe . . . sehen sie sich doch nur diesen Löwen an! So wälzt sich eine Kuh, aber kein Löwe.“

Stenzel knickte wieder seine Gegenansicht heraus: „Da kann ich Ihnen doch nicht recht geben, lieber Kollege. Das

Dieß ist prächtig gesehen, ja, das ist es; jede Fackel beobachtet, wenn auch —, ich meine, wenn auch vielleicht etwas Unschönes darin liegt.“

Kunzel, die Hand immer am Ohr, schnitt ihm das Wort ab: „Aber das ist es ja eben! Im Sterben noch schön, so will es die wahre Kunst, ei, versteht sich. Was meinen Sie denn, Herr Klorer? Sie haben doch auch eine Stimme.“

Der Angeredete, ein Hüte mit breitem Büdel, noch in den besten Jahren, dessen Bassstimmigkeit sprichwörtlich geworden war, zählte zu den Jüngeren, zu den sogenannten Unabhängigen, die vom Künstlerverein zu diesem hochnotpeinlichen Gericht gewählt worden waren. Die Hände auf dem Rücken, war er ohne jede Ziererei fortwährend um das Werk herumgegangen, ohne sich in seiner aufmerksamen Betrachtung stören zu lassen, den massiven Kopf mit dem mächtigen Schlapphut horchend bald hierin, bald dorthin geneigt; denn da ihm die Worte selten glatt flossen, so war beim Reden Enthaltensamkeit seine Parole. Nun aber legte er hanebüchchen los: „So'n Löwe wartet doch nicht, bis er zurecht gelegt wird, namentlich wenn er eins auf die Nase kriegt.“ Sofort hatte er die Lacher auf seiner Seite, was ihm den Mut gab, unerschrocken fortzufahren. „Und dann sehn Sie mal, Professor, so ein Tier will auch Zeit zum Sterben haben. Das ist doch kein Theaterlöwe, der 'n Klack wegfriegt und hinsinkt — plötzlich mausetot ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Arbeitshaus.

Von F. Kummer (Chagrin).

Weilentweit abseits vom Getöse und Gehege der Fabrikstadt, dort wo die Anspruchslosigkeit der Eingeborenen von Sheffield ländliche Schönheit wähnt, steht ein massiver vierstöckiger, ziegelsteinfarbiger Häuserkomplex: das Arbeitshaus. Nicht indifferente Neugierde trug mich dahinans. Ich wollte sehen, ob es wahr sei, was ein Abgeordneter der Unabhängigen Arbeiterpartei brüßend zu mir gesagt hatte: daß in keinem Lande der Welt für die Arbeiter und Armen so gut gesorgt werde wie in England. Das Sheffielder Arbeitshaus schien das zu bestätigen. Wenn man den Blick nicht an dem unheimlich soliden Gittertor, durch das mich ein Brief des Direktors des Arbeitshauses gebracht hatte, haften ließ, sondern das Auge von der hohen Umfassungsmauer fort auf die lange, breite Allee mit den schön gepflegten Gärten und auf die neuen Backsteinbauten richtete, mußte der Weisfall für die englische Armenfürsorge wachsen. Jedenfalls hatte das Neigere dieser Anstalt nichts gemein mit jenen Spelunken von Arbeitshäusern, wie sie uns in den Schriften der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschildert werden. Freilich sind der modern angelegten Anstalten nicht viele. Von jenen so oft geschilderten Stätten des Schreckens hat sich ein erledlicher Teil bis ins zwanzigste Jahrhundert erhalten.

Seit den „hungrigen vierzigern“ hat sich das Rationalvermögen Englands verzehnfacht, aber die Zahl der Almosenempfänger ist nicht zurückgegangen. Im Gegenteil. Nach den statistischen Angaben könnte es allerdings scheinen, als ob die Zahl der Almosenempfänger (Pauper) eine relative Abnahme erfahren habe, denn in der Zeit von 1855 bis 1908, wo die Bevölkerung von 28 Millionen auf 44 gestiegen ist, sind die Almosenempfänger nur von 894 822 auf 920 930 gewachsen. Allein dieser relative Rückgang ist wohl eher auf die strengere Handhabung der Armenetze, als auf die Abnahme der Armen zurückzuführen. Im Jahre 1834 wurde im vereinigten Königreich an die sieben Millionen Pfund für Armenunterstützung ausgegeben; daraus sind es nach dem Bericht der Armengeleykommission nun siebenzig Millionen Pfund geworden. Und Leute, die es wissen können, behaupten, daß diese immense Summe von 1400 Millionen Mark, die in dieser oder jener Form als Almosen genossen wird, eigentlich noch nicht genüge; daß damit in vielen Fällen der Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern das Uebel, das gemildert werden sollte, nur noch vertieft und ausgebreitet werde.

Im Jahre 1907—08 haben im vereinigten Königreich über zwei Millionen Menschen (2 076 311) Armenunterstützung bezogen; nicht ganz die Hälfte davon waren permanente Arme, der Rest erhielt nur vorübergehend, aber nicht länger als sechs Monate Unterstützung. Zur Applizierung der Almosen sind im Laufe der Zeit viele Institute und eine Armee von Beamten geschaffen worden. Neben den staatlichen, provinziellen und kommunalen gibt es noch eine Unzahl private Wohltätigkeitsinstitute. Da bei vielen von diesen nach Bezahlung der Beamten noch etwas vom Einkommen bleibt, so treten sie mit den offiziellen Instituten in Konkurrenz. Durch die Verschiedenartigkeit und Masse der Anstalten, durch ihr planloses Nebeneinander, und oft Gegeneinanderarbeiten ist das Uebel, das sie mildern wollen, noch eminent verstärkt worden. Eine ziem-

liche Anzahl von Menschen heuten diesen Zustand gehörig aus. Sie stehen bei dieser oder jener Anstalt, oder bei mehreren, als permanente Arme im Buch und betrachten mit der Entgehnahme der Unterstützung ihre Pflicht der Gesellschaft gegenüber erfüllt. Das wäre zwar das schlimmste noch nicht. Unglücklicherweise nehmen diese unverschämten Armen den verschämten Armen Platz und Gaben weg. Die unverschämten in Rot Geratenen erüden vergeblich um Hilfe, weil die altseingesehene Kundschaft der Almosenkrämerei schon alles in Anspruch genommen hat.

Der Grundfehler der Armengeleygebung ist das Arbeitshaus. Nur wenige haben von seiner Vielseitigkeit und seiner Bedeutung für das ganze System der Armengeleygebung eine Ahnung. Von seiner Universalität erhält man erst durch einen Besuch einen Begriff. Die Frage nach seiner Tätigkeit, Pflicht und seinem Ziel ist recht schwer, die Frage nach seinem Nutzen überhaupt nicht zu beantworten.

Was ist ein englisches Arbeitshaus? Ein Heim für ehrenwerte Alte, Gebrechliche und Kinder und eine Art Klubhaus mit etwas Unannehmlichkeit, aber leidlicher Abendunterhaltung; ein Sammelort für Berrückte, Schwachsinrige und Epileptiker und eine Gebäranstalt und ein Kinderheim; ein Asyl für Straßenbummel und erterslose Kinder; eine Verpflegungslation für Handwerksburichen und ein Ruheplatz für Prostituierte; eine Verlesungsanstalt für Arbeitsschene und eine freie Pension für Arbeitswillige; eine Zufluchtsstätte für den zeitweise mittellose Familienvater und Arbeiter und eine ständige Heimat für den durch Alkohol und Laster ruiierten Tagesdieb. Für manche ist das Arbeitshaus ein durchlöchertes Schutzdach gegen wirtschaftliche Misere, für viele eine Pflanzstätte des Müßigganges, für die meisten eine Hochschule der Immoral, für alle das Golgatha der Männlichkeit und der Selbstachtung.

Diese Vielseitigkeit betätigt sich auf engem Raume eines Häuserkomplexes, wenn nicht gar unter einem Dach. Da finden sich rechtschaffenes Alter und naseweise Jugend, Ehrliche und Unehrlche, Sittliche und Unsittliche, Gesunde und Kranke, Fleißige und Tagesdiebe jeden Alters und Geschlechtes zusammengedrängt, allerdings durch Wände geschieden, aber doch mit tausend Gelegenheiten zu gegenseitiger Verlebrung und Unterhaltung. Zum Teil steht harte Arbeit, zum Teil süßes Nichtstun im Tagesprogramm. Das hiechen Arbeit, was getan wird, ist entweder total unproduktiv oder aber auf jeden Fall unrationell. Die Veraufsichtigung und Kontrolle kostet mehr, als die ganze Arbeit wert ist. Würde nur die Hälfte des Geldes, das die Mauern, Gitter und Beamten der Arbeitshäuser kosten, für Beseitigung der Ursachen des wirtschaftlichen Elendes ausgegeben, diese Bastillen könnten zum besten Teil abgerissen werden.

Im Volksgeist steht das Arbeitshaus noch eher unter dem Zucht- haus. Das arbeitende Volk haßt es bis in die innersten Sechächte seiner Seele. Wer noch halbwegs moralische und physische Spammkraft genug besitzt, zieht es vor, allein auf offener Straße die Widerwärtigkeiten abzuwehren, anstatt Bürgergere, Selbstachtung und Stolz für eine Bettelstuppe hinzugeben, als durch den Gang ins Arbeitshaus aus der Bürgerliste gestrichen zu werden und dort moralisch zu verfaulen. Allein die Ehrbegriffe verschwinden gewöhnlich in der nämlichen Rapidität, als sich das Knurren der Magenwände verstärkt. Hungerige Augen sehen die Schmach des Arbeitshauses nicht. Wird nun aber der ehrenwerte Arme durch bitterste Not gezwungen, an die Tür des Arbeitshauses zu klopfen, so findet er nur zu oft eine abweisende Hand. Entweder geht ihm das Talent oder die Verschlagenheit ab, seine Bedürftigkeit eindringlich genug zu schildern oder er findet die Plätze von anderen besetzt, die sich durch lange Übung längst genügend Geisid, List und Verschlagenheit zum Durchbrechen der Paragraphenmauer der Bureaukratie angeeignet hatten, und nun die Plätze wie Erbpächter besetzt halten. Es gibt gesunde, kräftige Männer, die keine Gewissensbisse mehr empfinden, zehn, fünfzehn Jahre im Arbeitshause für lange Kost Steine zu klopfen. Zurzeit sind an die Pehntausend vollständig arbeitskräftige Männer Stammgäste der englischen Arbeitshäuser, werden darin gesüßert, während draußen arbeitsunfähige oder Arbeitslose mit Weib und Kindern stadtauf, stadtab auf der Suche nach Obdach und Brot laufen. Kein Zweifel, die Behörden tun und taten, was ihnen ihre Intelligenz gebot, den Gesunden und Starken den Aufenthalt im Arbeitshaus zu verleiden, oder besser, sie schon beim Eintritt davon zu schreden. In Sheffield steht deutlich am Tor geschrieben:

Um zwei Nächte behalten zu werden, müssen folgende Arbeiten getan werden:

- I. Dreizehn Zentner Steine klopfen für den Durchgang durch ein Sieb mit Löchern von zwei Zoll; oder
- II. 120 bis 180 Pfund Korn (auf einer Handmühle) zu Mehl mahlen; oder
- III. 4 Pfund ungeheweltes Berg zupfen; oder
- IV. 11 Schwellen von 9 Fuß 11 Zoll Länge in Stücken von 6 Zoll Länge sägen (für zwei Mann).

Die Durchführung dieser Bestimmungen scheint dem Verwalter überlassen zu sein, damit er nach seinem Ermessen bei Neulingen die Abirredungstheorie praktizieren kann. Da wo die bittere Not Ehrbegriffe und Empfindlichkeit auf schwache Erinnerungen reduziert hat, kann das Verlangen, ein bestimmtes Pensum zu leisten, durchgehends nur helle Heiterkeit oder

blutige Flüche, aber in den seltensten Fällen größeren Kraftaufwand auslösen. Die verlangte Arbeit wird gemacht oder nicht. Drohungen mit Richter, Gefängnis oder Zuchthaus verfehlen nachherade die beabsichtigte Wirkung. Die Arbeitsverweigerer kurzerhand auf die Straße setzen, bringt dem Staat keinen Vorteil. Auch wenn sie die Polizei nicht gleich wieder einliefert, muß sie die Gesellschaft auf irgend eine Weise, ob nun durch freiwillige oder unwillkürliche Almosen, erhalten. Jedenfalls ist es besser, man behält sie im Arbeitshaus, auch wenn sie nicht viel arbeiten. Einen großen Vorteil würde ihre Arbeit auch nicht darstellen, selbst wenn sie das volle Pensum leisteten. Die Kontrolle kostet mehr, als ihre Arbeit auf dem Markte wert ist.

Das Arbeitshaus soll für Arbeitsfähige nur gelegentlichen Unterschlupf bieten. Laut Vorschrift sind sie zu bestimmten Stunden frei zu lassen, damit sie nach Arbeit Umschau halten können. Bei dem eifrigen Hausverwalter hat die Erfahrung das Verständnis für diese ganz wohlgemeinte Maßregel getötet; er ist überzeugt, daß die meisten Inzassen diese Zeit zu allem anderen, nur nicht zum Arbeitsuchen verwenden. Je mehr der Verwalter diese Bestimmung haßen zu müssen glaubt, je mehr lieben sie die seiner Obhut Anvertrauten. Der tägliche Ausgang gibt doch eigentlich erst dem Leben im Arbeitshause ein bißchen Abwechslung und Annehmlichkeit. Sie bietet die Möglichkeit, Bekannte zu besuchen, etwas Geld und Tabak zusammen zu betteln und einige Wäde hinunter auf den Boden der Whistflasche zu tun. Das ist zwar nicht viel, aber Freude macht's doch.

Einen idealen Aufenthaltsort werden auch die vollkommensten Stiefkinder des Schicksals das Arbeitshaus nicht nennen wollen. Die langen, kalten Säle mit ihren getünchten Wänden, harten Betten, spargem Möbelbestand, dann der ständig in die Nase steigende Armeleutegeruch, das Reglement und die Beaufsichtigung, die für private Blinische und individuelle Veranlagung keinen Platz lassen, können nicht anheimelnd wirken. Allein das Heim des englischen Industriearbeiters, sofern er nicht zur „Aristokratie“ seiner Klasse gehört, hat auch verteuert wenig Anziehendes. Das „Heim, das süße Heim“ des englischen Fabrikarbeiters macht sich zwar ganz nett, wenn es durch die poetische Brille in artiger Entfernung betrachtet wird; in unmittelbarer Nähe kann es nur eine Gänsehaut erregen oder Tränen treiben. Diese brutal kalten, zweistöckigen Backsteinflasen, die im Winter zum Eislasten und im Sommer zur Schwitzbude werden, immer aber, besonders in den Hinterhöfen, muffige Höhlen und Ansammlungen von Krankheitskeimen sind, können für alles Mögliche gelten, nur nicht als Stätten der häuslichen Gemütlichkeit. Im Vergleich zu diesem Heim hat das Arbeitshaus denn doch gewichtige Vorzüge. Es ist geheizt, in ihm herrscht Reinlichkeit und Ordnung, im Krankheitsfall sind Ärzte und Pfleger zur Hand, und dann kostet das alles nichts, und direkt Hunger wird auch nicht gelitten. Warum sollten sich also die Inzassen des Arbeitshauses hinaus in die Kälte, ungnädliche, viel Arbeit fordernde Welt drängen? Sie sind da und sie bleiben. Die Verhältnisse im freien, reichen England sind verort miserabel, daß für Tausende, nein Hunderttausende von Proletariern das verurteilte Arbeitshaus und das Gefängnis mit seinen Schreden mehr Annehmlichkeiten bietet und weniger Plage und Hunger bringt, als die freie Existenz als Fabrikarbeiter.

Arbeitshaus als Gebäranstalt.

Vielleicht tragischer ist das Schicksal der sich Mutter fühlenden Frauen, die die schwere Stunde im Arbeitshaus antritt. „Alle Sorten armer Frauen in allen Lebenslagen, die sonst nicht wissen, wo sie hingehen sollen, finden den Weg zur Armenbehörde“. In diesen Anstalten wurden (1907) an die 15.000 Kinder geboren. „In einer großen Zahl der Arbeitshäuser (in Irland) können in einem Saal junge Mädchen, die ihr erstes Kind erwarten, neben unverheirateten Müttern mit nicht zweijährigen Säuglingen und ledige Mütter mit zwei oder mehr unlegitimen Kindern getroffen werden.“ Diese Frauen werden als Wäscherinnen, Scheuerfrauen oder Wärterinnen beschäftigt und haben fortgesetzt Gelegenheit, mit anderen weiblichen Inzassen in Verkehr zu treten. Die Folge ist, daß in den meisten Fällen die Mädchen das Schamgefühl verlieren und mehr und mehr degradiert werden.“ Für viele junge Frauen wird das Arbeitshaus das Eingangstor zum Leben der Schande. In dieser Atmosphäre stumpft sich das Gefühl der Scham und der Anständigkeit ab, die Lust zu einem ordentlichen Lebenswandel verstiegt, die Demoralisation wird allgemein, so tief, daß sie sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. „Wir haben oft im Arbeitshause einen illegitimen Säugling, seine Mutter und Großmutter gefunden; in einem Falle wurde in dem gleichen Arbeitshause ein Baby, seine Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, vier illegitime Generationen in der weiblichen Linie, gezeigt.“

Die Frauen bleiben einige, selbst bis zu zehn Tagen in der Maternität. Ihre Neugeborenen nehmen sie mit oder lassen sie dort in (merkwürdlicher) Pflege. Für die Wärmchen im Arbeitshause ist die Wahrscheinlichkeit, vor der Beendigung des ersten Lebensjahres in den Himmel zu kommen, fast dreimal größer als für die, die außerhalb (geboren und) gepflegt werden. Denn in der englischen Allgemeinheit sterben im ersten Lebensjahre

von 1000 Kindern 132, in den Armeninstituten 268 bis 392. Und diese schreckliche Kindersterblichkeit in Institutionen, die mit modernen Werkzeugen und Hilfsmitteln ausgestattet sind! Diese entsetzliche Verwüstung von Menschenteilen wird, einigermaßen wenigstens, begreiflich, wenn man hört, daß erkrankte Geisteskranke zu Kinderwärterinnen bestellt werden. „In 46 Arbeitshäusern sind Geisteskranke und schwachsinnige Frauen mit der Pflege der Säuglinge betraut. In 370 Arbeitshäusern liegt den Inzassen (von denen ein sehr großer Teil alte, gebrechliche Frauen sind), die Wartung der Säuglinge ob, ohne von einem anderen Beamten als von der Matrone überwacht zu werden.“

Diese Zitate sind dem Bericht der königlichen Armengesetzkommission (Seite 780—785) entnommen. Die 1200 Seiten dieser offiziellen Publikation sind nichts als eine glatte Bantrötel-Erklärung der englischen Armengesetzgebung, eine blutige Anklage gegen die kapitalistische Gesellschaft überhaupt. Wenn man die mit menschlicher Miere erfüllten langen, kalten Säle des Arbeitshauses durchschreitet, wenn man zwischen den Reihen von Verrückten, gesunden Jünglingen, schwachen Alten, verwelkten Mütterchen, rüstigen Männern und Frauen und schreienden Kindern hindurch wandert, so fragt man sich unwillkürlich: wie erbärmlich müssen die Verhältnisse sein, die die Menschen auf dieses Gorgatha der Moral und des Charakters zusammentreiben; welche grauenvolle Armut muß im „reichsten Lande der Welt“ unter der freien Arbeiterschaft herrschen, wenn Hunderttausende sich noch glücklich schätzen können, in dem verurteilten Arbeitshaus ein Plätzchen gefunden zu haben.

Spielnachmittage.

Seit etwa zehn Jahren ist unter Schulkammern und Freunden der Jugend eine Bewegung im Gange, die die Einführung eines obligatorischen Spielnachmittags für die Schüler aller Altersstufen und beiderlei Geschlechts erstrebt. Anfangs nur für die Schüler höherer Lehranstalten, weil bei diesen der gewünschten Einführung am wenigsten wirkliche Schwierigkeiten entgegenzustehen schienen. Sehr bald hat man aber die Forderung auf alle Schulgattungen ausgedehnt.

Anlässlich der Enthüllung des Guts-Pluts-Denkmal in Quedlinburg 1904 erörterten Prof. Rehdt-Leipzig und Prof. Kohlrausch-Dannover, die sich beide seit langen Jahren theoretisch und praktisch mit Turnen und Spielen beschäftigt hatten, in einer Versammlung die Frage eines „Spielnachmittags mit allgemeiner verbindlicher Beteiligung“. Man kam zu dem Beschluß, in der Richtung einer allgemein obligatorischen Einführung dieses Spielnachmittags eine planmäßige Propaganda zu entfalten. „Die noch entgegenstehenden Schwierigkeiten müssen überwunden werden, um die für das Vaterland notwendige kräftige Generation heranzubilden.“ So lautete der Schlußsatz der einstimmig angenommenen Resolution.

Der „Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland“, der seit 1891 besteht und von dem preussischen Landtagsabgeordneten v. Schendendorff-Görlitz, dem rührigen Agitator für den Knabenhandarbeitsunterricht, geleitet wird, hat daraufhin allen Unterrichtsbehörden und Stadtverwaltungen von Städten über 5000 Einwohnern die Quedlinburger Resolution übermittelt und die Bitte an jene Stellen gerichtet, der bezeichneten Frage wohlwollend näherzutreten. Und im nächsten Jahre, 1905, hat Schendendorff auf dem Frankfurter Kongress des Zentralausschusses in den Vorträgen seines Referats noch einmal nachdrücklich betont, „daß künftig in Deutschland für jedes Schulkind — ob Knabe oder Mädchen, ob sechs- oder zwanzigjährig, ob den höheren, mittleren oder Volksschulen angehörig — in jeder Woche, das ganze Jahr hindurch, schulfreie ein Nachmittag (ohne häusliche Schulaufgaben) freigestellt werde für die Pflege geeigneter, der Jahreszeit angepasster Leibesübungen in freier Luft, deren Einrichtung die Schule zu übernehmen hat.“

In ihren ersten Anfängen geht die Bewegung für Jugendspiele auf die von Wilhelm II. 1890 einberufene Schulkonferenz zurück, auf der im Anschluß an die Broschüre des Düsseldorf'schen Amtsgerichtsrats Hartwich die Frage diskutiert wurde: Was hat zur weiteren Hebung des Turnunterrichts zu geschehen und welche sonstigen Einrichtungen zur körperlichen Ausbildung der Jugend sind zu pflegen? Unter den Beschlüssen, auf die man sich einigte, steht der Satz: Die Jugendspiele sind als eine mienbefähigende Ergänzung des Turnunterrichts obligatorisch einzuführen. Und weiter: Es soll kein Tag vergehen, an dem nicht wenigstens eine Stunde den persönlichen Übungen gewidmet ist.

Die hohen Erwartungen, die man in verschiedenen Kreisen auf die Ergebnisse der Schulkonferenz gesetzt hatte, wurden arg getäuscht. Die Schulbureaucratie zeigte sich stärker als der Wille eines Einzelnen, und wäre dieser Einzelne auch ein Instrument des Himmels; stärker auch als der Wunsch einer Schar warmherziger und wohlmeinender Männer. Sie erreichte es, daß von den Forderungen der Konferenz nur ganz wenige Verwirklichung fanden, kaum daß es gelang, auf höheren Schulen eine dritte Turnstunde durchzusetzen. Von der Verwahrlosung der körperlichen Erziehung in den

niederen Schulen, besonders in der Volksschule, ganz zu schweigen. „Ich brauche wohl,“ erklärte der Referent auf dem Frankfurter Kongress, „den hier zahlreiche versammelten Schulmännern nicht erst im einzelnen darzulegen, wie weit wir hinter den Forderungen der Schulkonferenz, die im Einverständnis mit der preussischen Unterrichtsverwaltung gefaßt waren, heute noch zurückstehen.“

Da hat nun der Zentral-Ausschuß für Volks- und Jugendspiele die Agitation für Einführung des obligatorischen Spielnachmittags ernsthaft in die Wege geleitet und die erforderlichen Vorarbeiten, soweit dies in seinen Kräften lag, besorgt. Ueber die Erfolge berichtet Professor Rabyt in seiner soeben in 3. Auflage erschienenen Schrift „Spielnachmittage“ (V. G. Teubner, Leipzig, 2,40 M.).

In den meisten Fällen haben hohe und höchste Schulbehörden sich damit begnügt, den Bestrebungen mit Worten Anerkennung zu zollen, ohne die Tat folgen zu lassen. Verschiedentlich hat man sich direkt ablehnend verhalten, so in Leipzig mit der allerdings durchschlagenden Motivierung, daß die Summen, die hierfür erforderlich wären, besser zur Speisung bedürftiger Schulkinder angewandt sein würden. Die staatlichen Schulbehörden in Braunschweig, Sachsen, Baden und Württemberg haben die Spielpflicht im Prinzip anerkannt, in einer Anzahl von Städten wurde sie für höhere Schulen auch durchgeführt. Ueber Spielbetriebe an Volksschulen wird berichtet: In Augsburg spielen 1400 Knaben und Mädchen Mittwoch und Sonnabend von 4—6 Uhr auf fünf Spielplätzen unter Aufsicht von zehn Lehrern; in Berlin wird an allen städtischen Knaben- und der Mehrzahl der Mädchenschulen gespielt; in Viefelfeld haben sämtliche Schulen der inneren Stadt ihre Spielnachmittage; in Hamburg bestehen für 68 Knaben- und 45 Mädchen-Volksschulen regelmäßige Spielnachmittage; desgleichen in Karlsruhe für 12 Knaben- und 5 Mädchenschulen. In Mannheim beteiligten sich jährlich etwa 79—80 Proz. der Kinder. Weiter wurde an Spielnachmittagen gespielt in 37 Orten. In Heidelberg, Mannheim und Pforzheim ist der obligatorische Spielnachmittag für sämtliche Volksschulklassen, Knaben und Mädchen, eingeführt. In Oberschlesien werden an fast allen Volksschulen die Kinder an freien Nachmittagen mit Jugendpielen beschäftigt.

An sich ist die Förderung der Jugendspiele eine schöne und dankenswerte Sache. Nicht nur, daß man damit einem elementaren kindlichen Triebe in glücklicher Form gerecht wird, es ergibt sich daraus auch ein kräftiges Gegengewicht gegen die grausame Annatur unseres heutigen Systems der Schulerziehung. Der Sitzwanz vom sechsten Lebensjahre ab; das Zusammensperren großer Massen in enge, oft schlecht ventilirte Räume; die völlig einseitige Inanspruchnahme des Kopfes, während alle anderen Organe zur Untätigkeit verurteilt sind; die anhaltende rezektive Tätigkeit des Geistes ohne zureichende Anschauung; die Intenstität der täglichen geistigen Arbeit durch ein Jahrzehnt hindurch oder länger in den Jahren der stärksten Entwicklung — alles das sind Eingriffe in die so mächtig nach frischer, freier Bewegung hindrängende Kindesnatur, daß dadurch die körperliche Entwicklung erheblich beeinträchtigt oder gar gehemmt wird. Gegen diesen verderblichen Widersinn der Schulpädagogik soll der Spielnachmittag eine Linderung und eine Abwehr bedeuten.

Ob freilich das Mittel in den Händen der Schulbureaukratie seinen Zweck erfüllen wird? Und ob, wenn dies tatsächlich der Fall wäre, damit an den Zuständen im allgemeinen etwas gebessert sein würde? Wer unsere Volksschule kennt, darf dies flüchtig bezweifeln. Ja, er darf vielleicht — ohne Schwarzleherei — in dem Spielnachmittage sogar eine große Gefahr für die Schule erblicken.

Der Turnunterricht, der heute in den wenigen Stunden, die er umfaßt, das Spiel mit pflegt und durch zeitweise Gewährung körperlicher Bewegungsfreiheit den Hemmnissen der Lernische entgegenarbeitet, wird, wenn erst der obligatorische Spielnachmittag überall eingeführt ist, das Spiel dann gänzlich dem Spielnachmittag zuschieben, sich selbst aber immer mehr entwickeln zu der Vorbereitung für den Kasernenhof, deren Ideal der Stechschritt des Parademarsches und die Abrichtung zu menschlichen Automaten ist. Darin aber liegt eine große Gefahr für die Jugend. Bereits auf dem Hamburger Kunstsziehungsstage wurde auf die Mängel und Widersinnigkeiten unseres Turnunterrichts ernstlich hingewiesen, um im Anschluß daran eine Abkehr von dem Drill und eine Umgestaltung im Sinne freierer Betätigung der Organe zu fordern. Maßgebend waren dafür ästhetische Gründe. Aber auch andere Erwägungen sprechen mit. Die Durchdringung der Schule mit dem Geiste des Militarismus, der die Uniformierung der Persönlichkeit und die Vernichtung der individuellen Selbstständigkeit zur Folge hat, macht sich in der Schule nirgends krasser bemerkbar als im Turnunterricht. In demselben Maße, in dem das Spiel selbständige Existenz im Stundenplan erhält, wird der Turnunterricht sich seines erzieherischen Charakters noch mehr entäußern und in der Abrichtung des Menschen zu militärischen Maschinen — die nichts gemein hat mit der von uns erstrebten Erziehung zur Wehrhaftigkeit — seine Aufgabe erblicken. Mit dieser Tendenz, so kulturfeindlich sie ist, scheint der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele, nach der politischen Stellung seiner Wortführer zu urteilen, einverstanden zu sein. Das Zwerglein Körperkultur paart sich mit dem Riesen Soziale Unkultur.

Wenn man dem Moment der körperlichen Erziehung mehr Geltung im Lehr- und Stundenplan unserer Schulen verschaffen

will, so kann dies zweckmäßig nur geschehen durch organische Verbindung des Spieles, der Gymnastik, der Handarbeit usw. mit dem Wissensunterricht, etwa nach der Art der Erziehung in den sog. Landerziehungsheimen. Das ist, wie Marx sagt, die einzige Methode zur Produktion vollzeitig entwickelter Menschen.

Noch eins: Als vor Jahren in einem Hamburger Lehrerberein einmal stundenlang Quart breitgetreten wurde, um zu ergründen, wie man eine Schule am besten mit künstlerischem Wandschmuck versehen, erklärte ein Lehrer, dem das ästhetische Geschmuse zu bunt wurde, mit derber, aber wohlthuender Offenheit: „hängt den armen Jöhren Speckseiten an die Wand, das ist gecheiter!“

Wenn die national begeisterten und durchweg hochkonserватiven Leiter der Jugendspielbewegung dazu, mithelfen wollten, daß die Kinder des Proletariats in besseren Ernährungs- und Wohnungsverhältnissen aufwachsen könnten, und dies im Zeitalter der Wucherzölle, der Fleischnot, des Steuerdrucks und der politischen Entrechtung der Fall ist, dann würden sie verdienstlicher und erfolgreicher wirken, als wenn sie es erreichen, daß die armen Geschöpfe mit hungrigem Magen Bettlauf machen oder Schlagball spielen. O. R.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Erweiterung des Nord-Ostsee-Kanals. Der Nordsee und Ostsee verbindende, im Jahre 1895 fertiggestellte Kaiser-Wilhelm-Kanal wird seit dem Jahre 1908 bedeutend erweitert. Während der eigentliche Bau des Kanales vom Jahre 1887 bis 1895, also acht Jahre dauerte und auf 156 Millionen Mark veranschlagt war, werden die Kosten der Erweiterungsarbeiten auf 220 Millionen und die Dauer der Arbeiten auf zehn Jahre geschätzt. Der über 98 Kilometer lange Kanal — der berühmte im Bau befindliche Panama-Kanal, der den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbinden soll, ist nur 75 Kilometer lang — hat jetzt bei einer Tiefe von 9 Metern eine Sohlenbreite von 22 Meter und eine Spiegelbreite von 67 Meter. Das neue Kanalprofil wird 2 Meter tiefer gemacht und erhält eine Sohlenbreite von 44 Meter. Es wird dem im Laufe der Zeit durch die Wasserbewegungen entstandenen alten Profil angepaßt. Der Querschnitt unter Wasser wächst daher fast auf das Doppelte, die Breite der Wasserlinie steigt von 67 Meter auf jetzt 102 Meter. Diesen Vergrößerungen entsprechend sind auch ungeheuerere Erdmassen zu bewältigen. Insgesamt werden für die Kanalerweiterung 100 Millionen Kubikmeter Bodenmassen zu bewegen sein. In den ersten jetzt im Bau befindlichen Schlenzenbaustellen wird der Boden durch Trockenbagger gelöst, in Kippwagen zu den Vaggerprämen gefahren und mit diesen nach der See befördert und dort verklappt.

Der Kanal ist eigentlich zweischiffig, d. h. es können normalerweise zwei Schiffe aneinander vorbei passieren. Für das Vorbeipassieren größerer Schiffe und vor allem für Zwecke der Kriegsmarine sind schon jetzt Ausweichungen vorhanden. Auf Grund telegraphischer oder telephonischer Anweisungen der Hafensämter liegen die Schiffe in diesen Ausweichungen fest, bis die entgegenkommenden Schiffe vorbeigefahren sind. Die Zahl der Ausweichen wird jetzt von 8 auf 11 erhöht. Nach Mitteilungen in der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ soll die Länge der Weichen, die bisher 250 Meter betrug, in Zukunft nicht geringer als 600 Meter sein. Diese Vergrößerung ist natürlich zugunsten der Kriegsmarine vorgesehen. Vier Weichen werden so groß, daß sie ein ganzes Geschwader (9 Schiffe) aufnehmen können. Kreisförmige Erweiterungen dienen als Wendestellen und ermöglichen einer im Kanal befindlichen Flotte jederzeit eine schnelle Umkehr.

Den Kanal kreuzen vier Eisenbahnlinien, von denen bis jetzt zwei auf Hochbrücken mit einer Höhe von 42 Meter und Spannweiten von 156 und 165 Meter, die beiden anderen auf Drehbrücken geführt sind. Die Drehbrücken, obwohl technisch einwandfrei, bilden jedoch, da die Eisenbahn das Vortwegerecht besitzt, ein erhebliches Verkehrshindernis für die Schifffahrt. Es ist daher geplant, diese Drehbrücken durch Hochbrücken zu ersetzen, während eine dritte Drehbrücke für eine Straße bestehen bleiben soll. Alle übrigen Land- und Straßenwege sind mit Fähren über den Kanal geleitet. Außerdem soll jetzt bei Brunsbüttel eine Schwebefähre errichtet werden. Bei der Erweiterung müssen auch die verschiedenen Schlenzen erweitert und verlängert werden. An jedem Ende des Kanales, bei Brunsbüttel und bei Holtentau, befinden sich jetzt Doppelschlenzen. Die Abmessungen der eisernen Flügelwerke der Schlenzen, die sämtlich durch Druckwasser — hydraulisch — bewegt werden, sind ganz beträchtlich. Ein Flügelwerk von Brunsbüttelsoog würde z. B. ein Haus von 12 Fenstern Front, 3 Stockwerken sowie Keller und Dachgeschoß vollständig verdecken. Die Frage des Grunderwerbs für die Verbreiterung spielt eine große Rolle, da rund 2800 Hektar zu erwerben waren. Zur Unterbringung und Verpflegung der Arbeiter, deren Zahl sich auf 3 bis 5000 beläuft, werden von der Kanalverwaltung Baracken gebaut. Sth.